

Gängige Patienteneindrücke aus der Transplantationsmedizin.
Spannende Erfahrungen, emotionale Einblicke.



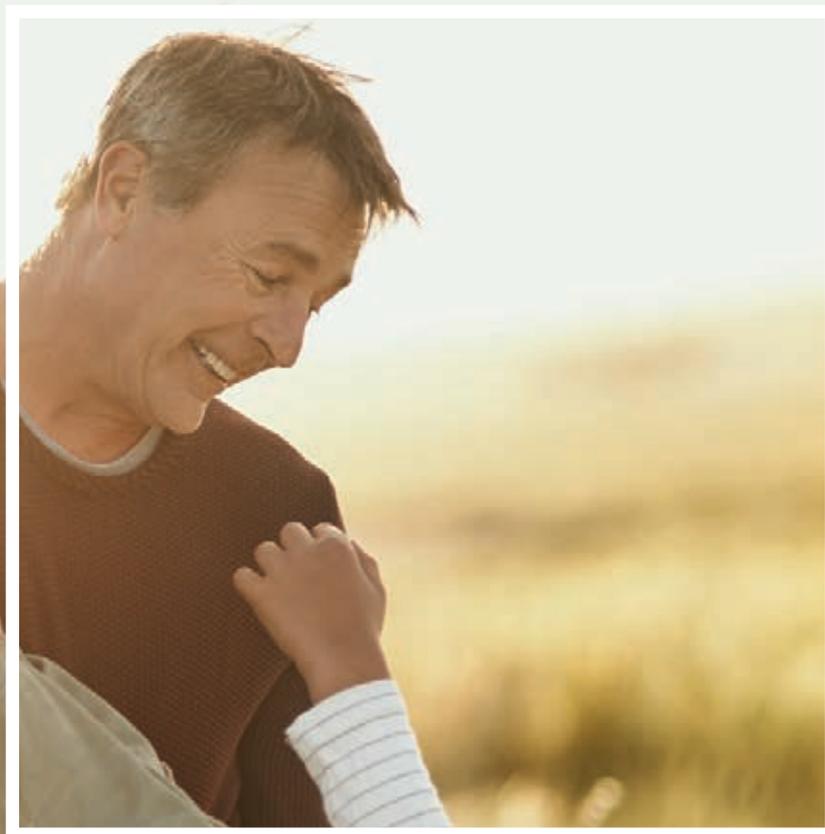
MEINE NEUE CHANCE



Geschichten aus dem zweiten Leben

Jedes Jahr schenken Organspender mehr als 800 deutschen Patienten ein zweites Leben, einen Neustart, eine neue Chance. Nach einem meist sehr langen, anstrengenden und belastenden Lebensabschnitt können die Betroffenen mit ihrem neuen Organ endlich wieder erleichtert und optimistisch in die Zukunft blicken. Ein unbezahlbares Gefühl.

Weil wir Ihnen damit vermutlich nichts Neues erzählen, lassen wir hier einige Organtransplantierte zu Wort kommen, um von ihren Erfahrungen vor und nach der Transplantation zu berichten.



„Ich würde die Entscheidung für die Transplantation immer wieder treffen.“

Im Alter von 20 Jahren wurden bei mir bei einer Routineuntersuchung Zysten-
nieren festgestellt. Über 15 Jahre war ich deshalb in regelmäßiger Kontrolle.
Die Zysten wurden größer, zuletzt war die größte 20 cm im Durchmesser.
Einblutungen, Schmerzen, Entzündungen gehörten dazu. Bei einem Fußball-
spiel 1998 kam es zum Nierenriss und die rechte Niere musste daraufhin
sofort entfernt werden. Mit nur noch einer Zystenniere war die Wahrscheinlich-
keit groß, mit unter 50 Jahren an die Dialyse zu müssen. Die Werte wurden
schlechter, ein Shunt wurde angelegt und am Montag nach dem Einschu-
lungswochenende unserer Kinder musste ich das erste Mal zur Dialyse. An
diesem Tag ist für mich eine Welt zusammengebrochen: Ich konnte und wollte
mir nicht vorstellen, dass ich mein ganzes Leben – egal ob Weihnachten oder
Urlaub – dreimal pro Woche zur Dialysebehandlung gehen sollte.

Für mich stand deshalb schnell fest, dass ich mich für eine Transplantation
listen und weiter beruflich tätig sein wollte. Trotz meiner Dialysen am frühen
morgen war ich am Nachmittag und an den Zwischentagen immer beruflich
unterwegs. Und auch Urlaubsreisen ins In- und Ausland wollte ich mir, vor
allem wegen meiner Familie, nicht nehmen lassen. Das war nicht immer
einfach: Die hygienischen Bedingungen waren sehr unterschiedlich und auch
die Sprachbarriere machte es nicht einfach ...

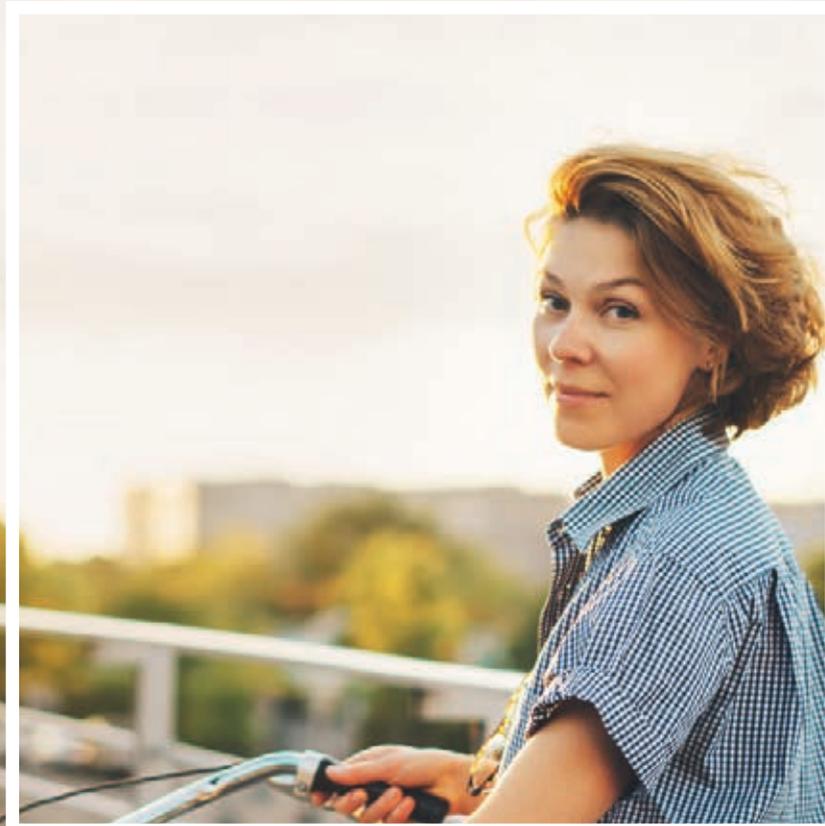
Vier Jahre später musste auch die linke Niere wegen Einblutung und Entzün-
dung entfernt werden. Es gab gar keine Ausscheidung mehr und dann wurde
als Zufallsbefund in der entfernten Niere ein Karzinom festgestellt. Von der
schweren Entzündung erholte ich mich langsam, gerade in dieser Zeit war die

Unterstützung meiner Familie, die täglich weite Wege fuhr, um mich zu besuchen, sehr wichtig. Und da war der unbedingte Wille, irgendwann dialysefrei und normal zu leben. Bekannte und Verwandte hatten sich zur Lebendspende bereit erklärt. Leider mussten sie aus gesundheitlichen und immunologischen Gründen abgelehnt werden. Sieben Jahre Dialyse. Sieben Jahre Einschränkung beim Essen und Trinken, mit hohen Kalium- und Phosphatwerten. Ich stellte mir die Frage: „Wird der ersehnte Anruf vom Transplantationszentrum überhaupt noch kommen?“

2013 kam der erste Anruf in der Nacht. Hektik, Aufregung und dann aber die Nachricht, dass das Transplantat nicht geeignet sei. Erst Hoffnung, dann Enttäuschung. Gleichzeitig aber die Hoffnung, dass es doch Wirklichkeit werden kann. Ein paar Monate später auch kein optimales Organ, das nach intensiver Diskussion mit den Ärzten auch nicht transplantiert wurde. Im März 2014 bekam ich zwei Krampfanfälle. Wie viel noch? Aber das Ziel waren meine Frau und die Kinder. Am 20. Februar 2015, wieder nachts, kam dann der entscheidende Anruf. Wieder Aufregung, aber schon etwas geordneter. Um 8 Uhr morgens wurde ich dann operiert. Wegen sehr hoher Kaliumwerte musste ich nach der Transplantation noch einmal dialysiert werden. Für die behandelnden Ärzte war dies nicht ungewöhnlich. Dann nahm die Niere zunehmend ihre Tätigkeit auf. Aber ich hatte eine hartnäckige Lymphozele (sich ansammelndes Wundwasser), die immer wieder drainiert und abgeleitet werden musste. Und eine akute Abstoßung musste behandelt werden. Fünf Wochen stationär. Als ich zu verzweifeln drohte, haben mir die Ärzte immer wieder Mut zugesprochen: „Das Endergebnis zählt“. Seitdem geht es mir sehr gut und ich würde die Entscheidung für die Transplantation immer wieder treffen. Ich fühle mich fit und gesund, kann fast alles essen und trinken. Ich bin in meinem Beruf als Servicetechniker im Medizintechnikbereich im Außendienst tätig. In regelmäßigen Abständen bin ich im Transplantationszentrum zur Kontrolle.

Abschließend möchte ich mich bedanken; es ist für mich ein Bedürfnis. Ich bedanke mich beim Chirurgenteam, bei den betreuenden Ärzten und vor allem bei meinem Organspender. **Vielen, vielen Dank.**





„Sicher lebe ich mit einigen Einschränkungen, aber ich lebe.“

24. Oktober 2007.

Das war ein Mittwoch. Zwei Monate vor Weihnachten. Ich war 33 Jahre alt und feiere seit diesem Tag zwei Mal im Jahr Geburtstag.

7 ½ Jahre zuvor wurde während meiner Schwangerschaft eine Zyste an meiner Leber gefunden, aber das sei „nicht so schlimm“. So etwas habe „fast jeder und es besteht kein Grund zur Sorge“. Im Sommer kam unser Sohn zur Welt. Unser erster. Es sollten noch ein oder zwei Geschwister folgen. Aber es kam – wie so oft im Leben – anders als geplant. Aus einer Zyste auf der Leber wurden mehrere. Es kamen welche auf den Nieren hinzu. Es dauerte keine drei Jahre, da bekam ich meine Hose nicht mehr zu. Leider war es kein Schwangerschaftsbauch, der daran Schuld war. Eine genetische Untersuchung brachte Klarheit: autosomal dominante polyzystische Leber- und Nierendegeneration. Es folgte ein Ärztemarathon. Was mich jedoch am meisten beschäftigte, war nicht meine Gesundheit (zu diesem Zeitpunkt verweigerte ich jeden Gedanken daran, krank zu sein). Was mir den Schlaf raubte, war die Frage: „Habe ich diese Erkrankung meinem Sohn vererbt?“

Die nächste persönliche Katastrophe war der Verlust meiner Arbeit. Ich habe meinen Beruf sehr gerne gemacht, aber in den Augen meines Arbeitgebers war ich arbeitsunfähig, obwohl ich zu dem Zeitpunkt noch keinen Tag gefehlt hatte. Immer wieder stand das Thema Transplantation im Raum, aber ich weigerte mich zu akzeptieren, dass es keine anderen Therapiemöglichkeiten geben sollte. Die Erkrankung manifestierte sich bei mir (und auch bei meinem Bruder) in einer monströs vergrößerten Leber. Ich sah weder meine Füße,

noch konnte ich normale Sachen anziehen. Nur Gummizughosen und übergroße Pullover oder Shirts. Ich fühlte mich wie im 12. Monat mit Zwillingen schwanger. Und jeder andere dachte das auch. Das machte mich oft wütend und ließ mich verzweifeln. Durch die Zysten verlagerten sich meine Organe. Zysten punktieren half nicht. Ich konnte kaum noch essen. Meine Lunge wurde zusammengedrückt, ich bekam nur schwer Luft, war ständig erschöpft und kraftlos.

Bei all dem stand mir mein Mann zur Seite. Er unterstützte mich, hielt zu mir und motivierte mich, nicht aufzugeben. Im Herbst 2005 kam ich um die Listung zur Transplantation nicht mehr herum.

Die Zeit verging. Unser Sohn ging inzwischen in die 2. Klasse. Er war gesund, munter und neugierig. Aber wie bringt man einem 7-Jährigen bei, dass die Möglichkeit besteht, dass seine Mama eines Tages nicht mehr nach Hause kommt? Wie sagt man ihm das? Das war meine größte Herausforderung. Als ich am Abend des 23. Oktober 2007 den Anruf erhielt, ging ich in sein Zimmer, weckte ihn und wir hielten uns in den Armen. Er wusste, ich hatte keine Wahl und ich wusste es auch. Mein Mann fuhr mich die 80 km ins Transplantationszentrum und die ganze Zeit hielten wir uns an den Händen. Gesprochen haben wir nicht viel. Wir kannten die Risiken. Wir verbrachten die letzten Stunden gemeinsam, ehe ich in den OP geschoben wurde. Es war der 24. Oktober 2007, gegen 8 Uhr morgens. Mein Mann fuhr nach Haus zu unserem Sohn und meinen Eltern.

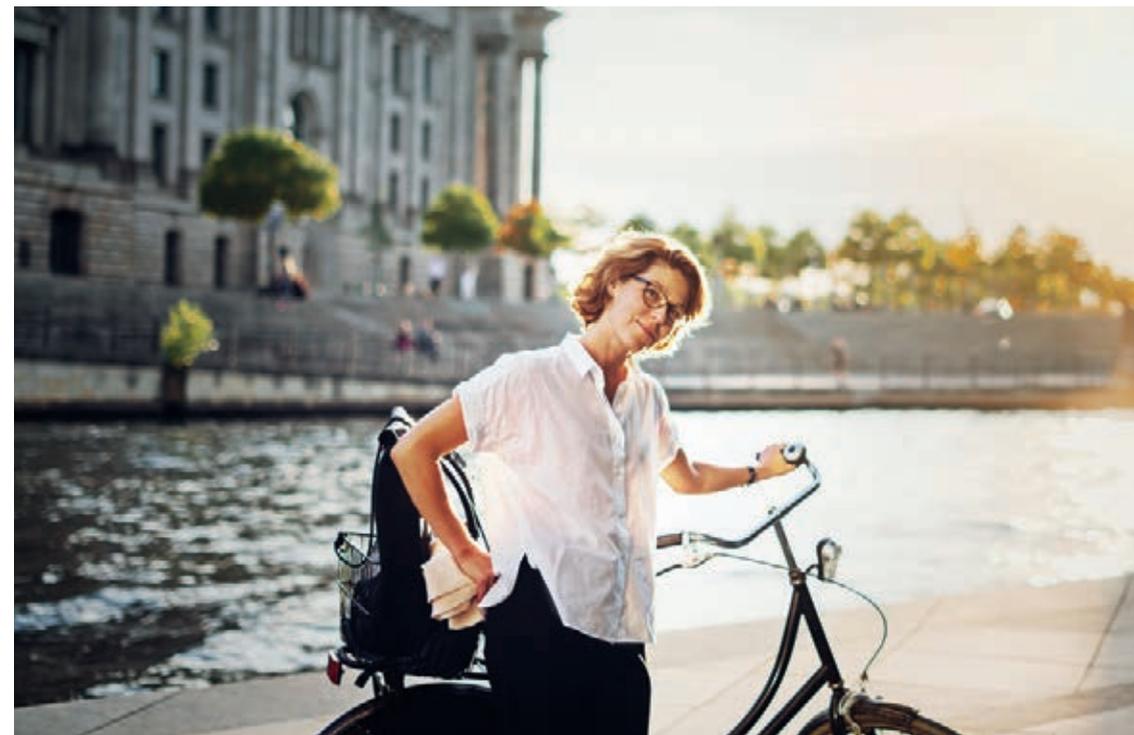
9 ½ Stunden später weckte mich mein Anästhesist noch im Operationssaal wieder auf, so wie er es mir versprochen hatte. Gegen 22 Uhr war ich so weit klar, dass mir die Intensivschwester das Telefon reichte und ich zu Hause anrief. Als mein Mann die Nummer der Klinik erkannte, war seine Stimme so ängstlich. „Schatz, ich sehe meine Füße und habe eine Hüfte.“ Das waren die Worte, die ich unter Tränen zu ihm sagte, dann konnten wir uns nur noch freuen.

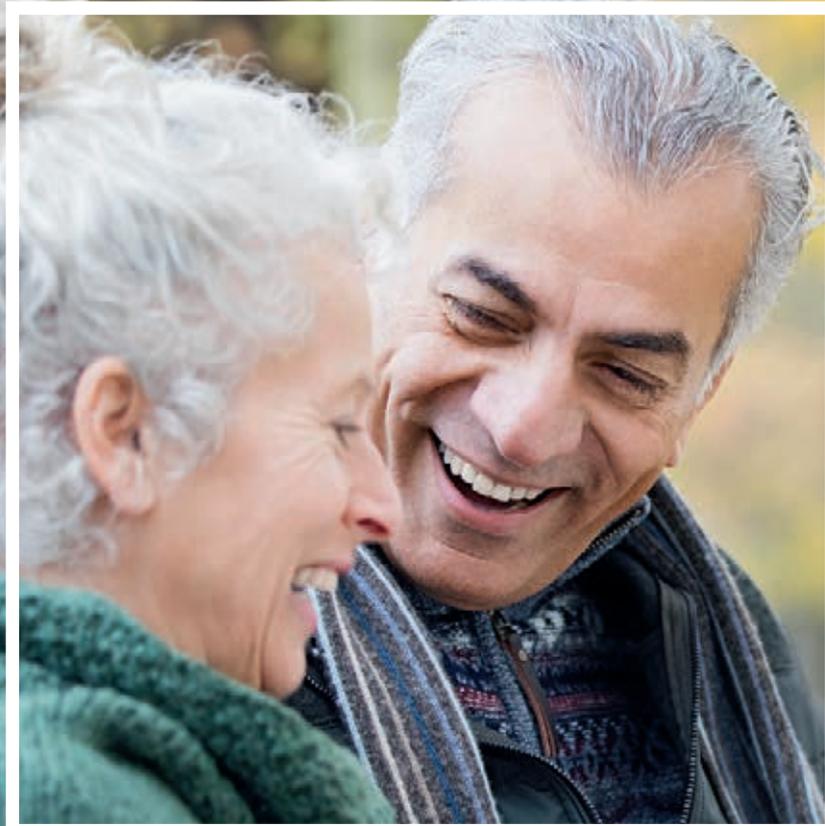
Es ging weiter bergauf. Mein Mann kam mit meinem Sohn zu Besuch. Umarmen konnte er mich nicht, also hielt er ganz vorsichtig meine Hand und streichelte sie. „Mama, ich bin so stolz auf dich!“ Dieser Satz war wie

Raketentreibstoff für mich. Mit der Physiotherapie fing ich an zu üben und genau drei Wochen nach der Lebertransplantation wurde ich aus dem Krankenhaus entlassen. Das war vor mittlerweile elf Jahren. Es geht mir gut und ich bin glücklich. Sicher lebe ich mit einigen Einschränkungen, aber ich lebe. Das war und ist es wert.

Das Organ, das ich an diesem Tag zwei Monate vor Weihnachten geschenkt bekommen habe, ist meins. Dafür bin ich dankbar. Dankbar auch dafür, dass sich jemand mit dem Thema Organspende auseinandergesetzt hat. Dankbar für die Entscheidung, einen Organspendeausweis bei sich zu haben. Dankbar für die Entscheidung der Familie, den Wunsch des Spenders zu akzeptieren. Dankbar bin ich auch den vielen Freiwilligen, die regelmäßig zur Blutspende gehen. 12 Konserven wurden mir während der OP gegeben. Gerne würde ich selbst spenden. Es stört mich, dass ich anderen nicht auf die gleiche Art helfen kann, wie mir geholfen wurde.

Aber ich engagiere mich ehrenamtlich, ein Weg, um etwas zurückzugeben. Das Gefühl, etwas Gutes zu tun, fühlt sich richtig klasse an.





„Endlich wieder von Herzen frei lachen, keine schlechten Gedanken, mehr Zeit für das Leben und noch so vieles mehr.“

Am 7. August 2017 wachte ich auf und wusste, ich bin in guten Händen. Die obere Zimmerhälfte in orangegelber Farbe, wie die Sonne. Ringsum piepsende Maschinen. Ich fühlte mich gut und bemerkte den Blasenkatheter und den daran befestigten Beutel, der schon prall mit gelber Flüssigkeit gefüllt war. Hurra, ich konnte wieder pinkeln.

Eine Woche vorher lag ich auf der gleichen Intensivstation und 14 Stunden an der Dialyse, die Werte waren schlecht. Der Vorhofkatheter hatte sich infiziert und musste entfernt werden.

Als der Anruf kam und die Mitteilung, dass eine Niere für mich da ist, kam ein innerliches Glücksgefühl auf. Elf Monate vorher im September 2016 hatte ich die lebensrettende Lebertransplantation geschafft, aber die Nieren arbeiteten nicht mehr und die Dialyse musste zum Alltag gehören.

Nach der Nierentransplantation waren die vorherigen Alpträume verschwunden. Endlich wieder trinken (keinen Alkohol!), wieder „im Stehen pinkeln“, kein Insulin mehr spritzen, von der Blutwäschemaschine befreit. Endlich wieder von Herzen frei lachen, keine schlechten Gedanken, mehr Zeit für das Leben und noch so vieles mehr.

Ich feiere jetzt 3-mal Geburtstag: im März 2019 werde ich 60 Jahre, am 6. September den 3. Geburtstag meiner Leber und am 7. August den 2. Geburtstag mit der Niere. **DANKE!**



„Die Transplantation war die richtige Entscheidung.“

Im November 1978 bekam ich im Alter von 13 Jahren eine Angina, welche sich später als Streptokokkeninfektion entpuppte. Hieraus entwickelte sich eine Autoimmunerkrankung an meinen Nieren – eine Glomerulonephritis. Dies bedeutete für mich erst mal einen dreimonatigen Krankenhausaufenthalt. Da es sich um eine akute Form der Glomerulonephritis handelte und um weitere Infektionen der Rachenmandeln zu verhindern, wurden diese entfernt. Doch aus der akuten Form wurde eine chronische. Dies bedeutete für mich mindestens halbjährlich Kontrolltermine.

Mit 16 machte sich bereits ein zu hoher Blutdruck bemerkbar, der mit Medikamenten eingestellt werden musste. Mehrere Jahre bemerkte ich nichts mehr von meiner Nierenerkrankung. Hin und wieder musste der Blutdruck neu eingestellt werden.

Anfang 2007 verschlechterten sich meine Nierenwerte zusehends. Mit Prednisolon wurde versucht, die Verschlechterung meiner Nierenfunktion aufzuhalten, mit mäßigem Erfolg. Im Februar 2008 wurde mein erster Shunt angelegt. Doch statt zu reifen, war er nach vier Wochen verschlossen. Es erfolgten noch drei weitere Versuche einer Shunt-Anlage. Mir ging es körperlich immer schlechter. Auch die Nierenwerte wurden immer schlechter, so dass ich am 30.04.2008 meine erste Dialyse hatte. Zwei Jahre war ich an der Hämodialyse. Dreimal die Woche viereinhalb Stunden. Immer mit der Angst: Hoffentlich hält der Shunt. Der hatte sich in dieser Zeit mehrfach verschlossen. Das hieß, wieder Katheter am Hals und OP am Shunt. Die Blutwäsche war körperlich sehr anstrengend für mich und ich war überhaupt nicht belastbar. Konnte immer nur noch das Nötigste machen. Ich konnte so zwar weiterleben, aber die Lebensqualität hat schon sehr darunter gelitten.

Meine Mutter wollte mir eine ihrer Nieren spenden und ließ sich daraufhin testen. Nachdem sie als potentieller Spender ausgeschlossen wurde, habe ich mich entschieden, Peritonealdialyse zu machen. Das habe ich körperlich wesentlich besser vertragen, konnte so auch wieder mehr am Leben teilhaben.

Die Untersuchungen für die Transplantationsliste bzw. für das Transplantationszentrum habe ich regelmäßig machen lassen, so dass ich „nur“ noch auf den Anruf warten musste. Und der kam am 21.08.2015 gegen 18:30 Uhr. Erst waren meine Frau und ich total aufgeregt und haben eine Runde geheult. Dann haben wir die Tasche gepackt, ein Taxi gerufen und los ging es.

Im Transplantationszentrum wurde jede Menge Blut abgenommen und es wurden viele Untersuchungen gemacht. Ich habe letztmalig das Dialysat ablaufen lassen. Gegen 00:30 Uhr wurde ich in den OP geschoben. Morgens gegen 07:00 Uhr habe ich das erste Mal auf die Uhr geschaut und war total fertig. Ich dachte, dass ich nie wieder aufstehen kann. Aber das Personal war sehr hilfsbereit. Tag für Tag und Schritt für Schritt ging es mir besser. Und schnell konnte ich schon wieder über den Gang laufen.

Meine neue Niere hat sofort die Arbeit aufgenommen, so dass mein Kreatinin tagtäglich sank. Nach zwanzig Tagen war ich wieder zu Hause. Natürlich war ich noch sehr angeschlagen von dem Eingriff und von den vielen Medikamenten, die ich nehmen musste. Außerdem spielten durch die Transplantation mein Blutdruck und mein Blutzucker verrückt, alles viel zu hoch. Aber mit Hilfe der Medikamente habe ich alles wieder gut in den Griff bekommen. Und nach einem Jahr brauchte ich die zusätzlichen Medikamente nicht mehr.

Im November 2015 war ich zur Reha in der Klinik. Diese Reha hat mir sehr gut getan, so dass ich langsam wieder mit Arbeiten beginnen konnte. Die Spenderniere leistet seit der Transplantation sehr gute Arbeit. Mir geht es wesentlich besser als vor und während der Dialyse. Man darf nicht vergessen, dass man durch die Transplantation nicht gesund wird. Aber die Lebensqualität ist sehr viel besser. Ohne Transplantation könnte ich nicht so

viel Spaß mit meinem Enkel (jetzt 2 ½ Jahre) haben. Ich bin viel unternehmenslustiger und belastbarer.

Ich bin dem Spender und seiner Familie sehr, sehr dankbar. Auch dem Ärzteteam und Pflegepersonal des Transplantationszentrums möchte ich auf diesem Wege Danke sagen.





„Knall auf Fall, mit gutem Ende.“

„Sie haben eine akute Niereninsuffizienz, wir müssen schnellstmöglich dialysieren.“

Diese Nachricht riss mich aus meinem bisherigen Leben. Ich hatte immer viel gearbeitet, führte eine bis dahin glückliche Beziehung. Dabei ging ich damals mit der Vorstellung von einer „Kleinigkeit“ zu meiner Hausärztin. Wochenlang hatten mich Übelkeit, Kopfschmerz und Atemnot geplagt.

Und nun lag ich da, neben einer Maschine, die dabei war, mir mein Leben zu retten. Viele sorgenvolle Gedanken strömten mir durch den Kopf, wie sollte es nun weitergehen?

Im Krankenhaus erklärte man mir in den folgenden Tagen, welche Möglichkeiten der Dialyse ich hätte. Hämo- und Bauchfelldialyse waren die Optionen und ich entschied mich für die Variante mit dem Bauchfell, da ich einfach Angst vor den erschreckend großen Nadeln der Hämodialyse hatte. Auch fand ich den Gedanken der Selbstständigkeit sehr reizvoll. Nach Anlage und Anleitung im Ablauf konnte ich nach einem Monat im Krankenhaus endlich wieder nach Hause.

Dort angekommen war meine kleine Tochter (drei Jahre alt) sehr neugierig und ließ sich von mir alles ganz genau erklären. Bei den regelmäßigen Kontrollen im Zentrum durfte sie beim Verbandswechsel auch selbst mit Hand anlegen, sie fand es großartig und wuchs mit der Materie auf.

Leider versagte nach 1 ½ Jahren mein Bauchfell, es ging mir immer schlechter. Ich musste zur Hämodialyse wechseln, ein Shunt wurde angelegt und

es stellte sich heraus, dass die Nadeln doch nicht so schlimm waren wie gedacht.

In der Zeit des Wechsels der Dialyseart stellte sich heraus, dass meine Ehefrau Probleme mit meiner Krankheit und deren Auswirkungen hatte. Eine Trennung war unvermeidlich, doch wollten wir es für unsere gemeinsame Tochter so erträglich wie nur möglich gestalten. Ich suchte mir eine Wohnung gleich um die Ecke, so dass sie jederzeit zu dem jeweils anderen gehen konnte.

Im weiteren Verlauf fand meine Ex-Frau eine Arbeitsstelle, so dass ich mich zum größeren Teil um unsere Tochter kümmerte, ich hatte ja zwischen den Dialysen jede Menge Zeit.

Finanziell gestaltete es sich schwieriger, denn ich war gezwungen, Rente zu beantragen. Es stellte sich für mich heraus, dass meine Arbeit mir immer mehr fehlte, doch leider war ich gesundheitlich nicht mehr in der Lage dazu.

Die folgenden Jahre verbrachte ich mit Gartenarbeit und Sport, um mich weiterhin fit für die Transplantationsliste zu halten. Auch das Umsorgen meiner Tochter tat mir seelisch gut, da ich eine mir wichtige Aufgabe hatte. Indes gestaltete sich eine Partnersuche als sehr schwierig, da das Wort Dialyse erstmal sehr abschreckend ist. Doch ich hatte Glück und fand eine neugierige, verständnisvolle Frau (mit Kindern), mit der ich auch heute noch glücklich zusammenlebe.

Nach 8 ½ Jahren kam dann endlich nachts der ersehnte Anruf und ich fuhr mit gepackter Tasche ins Transplantationszentrum. Dort angekommen, wurden noch einige Untersuchungen gemacht und um neun Uhr ging es los.

Nach dem Aufwachen tat mir alles weh, doch die Niere hatte schon während der OP ihre Arbeit aufgenommen. Beim ersten Besuch meiner Familie taufte die Kinder meine neue Niere auf den Namen „Freitag“, frei nach Robinson Crusoe, und ich finde, es passt sehr gut. Seit der Transplantation gab es noch einige kleinere Probleme, doch die bekamen die Ärzte schnell in den Griff.

Ich kann mein Leben wieder in vollen Zügen genießen, ohne Einschränkungen (bis auf einige Lebensmittel), und auch an Arbeiten ist wieder zu denken.

Meine Dankbarkeit für den Akt der Nächstenliebe meines Spenders versuche ich jeden Tag mit der Hilfe für andere Patienten zum Ausdruck zu bringen. Seit der Spende engagiere ich mich in der Selbsthilfe und habe eine Ausbildung zum Patientenbegleiter gemacht.





„Ich durfte bei guten Werten und guter Lebensqualität erleben, wie meine Tochter erwachsen wurde, ihre Liebe fand und mich zur stolzen Oma machte.“

Es ist Samstag. 20. April 1991.

Dialyse ist angesagt. Jeden 2. Tag in der Woche. Routine. Ich freue mich auf zu Hause; auf mein Mittagessen, Klöpschen mit Gurkengemüse. Gerade möchte ich lesen, um die Zeit zu überbrücken bis zum Abbauen der Maschine.

An der Tür steht Dr. G. und sagt zur Dialyseschwester: „Lassen Sie Frau R. bitte nachher nicht nach Hause gehen. Ich muss ihr etwas Wichtiges sagen.“ Ha, von wegen. Ich will nach Hause! Nach der Dialyse beim Doktor im Sprechzimmer: „Frau R., Halle hat eine Niere für Sie.“ „Ähm, nein. Ich muss nach Hause. Mittagessen.“ Ein strenger Blick meines Doktors: „Aber Frau R.?!“ Er hat natürlich recht. Eine Niere. Hurra! Jetzt muss alles schnell gehen. Mein Mann und ich düsen nach Hause. Tasche abholen. Blut im Labor abholen. Habe ich auch nichts vergessen? Auf zum Flughafen. **Angst!!!**

Schnell noch meinen Mann drücken. Der Hubschrauber steht bereit. Und schon geht es los. Auf in das Transplantationszentrum. Ich werde bereits erwartet. Eine Ärztin spricht mit mir und klärt mich über alle möglichen Risiken auf. Mir schwirrt der Kopf. **Angst! Hoffnung?! Angst!**

Lieber Gott. Ich habe Vertrauen zu den Ärzten und Schwestern. Aber ein bisschen Hilfe von dir kann ja nicht schaden. 21. April 1991. Es muss nach Mitternacht sein. Ich lebe noch, schlafe aber gleich wieder ein. Als ich die Augen wieder aufmache „kramt“ jemand an meiner rechten Körperhälfte herum. Ein Pfleger hält den Urinbeutel hoch. „Sie pinkelt schon.“ Sie pinkelt schon? Ach ja, meine neue Niere.

Das ist jetzt fast 28 Jahre her. Meine gute neue Niere. Ja, meine wirklich GUTE. Ich durfte bei guten Werten und guter Lebensqualität erleben, wie meine Tochter erwachsen wurde, ihre Liebe fand und mich zur stolzen Oma machte. Und ich durfte miterleben, wie sich meine Enkelkinder entwickelten. Ist es nicht ein großes Glück!

Ein großes Dankeschön an alle, die mir immer geholfen haben. Vor allem dem Team des Transplantationszentrums, dem Team der Ärzte, Schwestern und Pfleger meiner Dialysestation. Allen voran meinem unbekanntem Spender.

Danke, dass du einen Organspendeausweis hattest und deine Angehörigen deinen Willen kannten und respektierten.

DANKE!



Lebertransplantierter Patient

„Danke! Mit meiner neuen Leber kann ich endlich wieder mit Freunden tanzen gehen, studieren und mit meiner WG kochen. Ein Neustart mit 25.“



Vor 25 Jahren lebertransplantiert

„Dank der Transplantation und dem Geschenk meines Spenders und seiner Angehörigen durfte ich miterleben, wie aus meinem kleinen Sohn in 25 Jahren ein erwachsener Mann geworden ist ...“



Nieren- und Pankreastransplantation

„Die Entscheidung meines Spenders zur Organspende, durch die ich vor 3 Jahren Niere und Bauchspeicheldrüse erhielt, hat nicht nur mein Leben gerettet, sondern auch vielen anderen Menschen neue Hoffnung gegeben: meinen Eltern, meinem Partner, meinen Freunden.“



Vor 12 Jahren im Europäischen Seniorenprogramm nierentransplantiert

„Ich bin jeden Morgen beim Aufwachen dankbar für die mir geschenkte Niere ...“

Impressum

Chiesi GmbH

Gasstraße 6
22761 Hamburg
www.chiesi.de

Dr. med. Antje Weimann

Fachärztin für Innere Medizin/Nephrologie
Universitätsklinikum Leipzig AöR
Liebigstr. 20
04103 Leipzig

Landesverband Niere Thüringen e.V.

Juri-Gagarin-Ring 94
99084 Erfurt
www.ig-thueringen.bv-niere.de